

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

30 (5.2.1927) Wissenschaft und Bildung

Lessings Genie-Lehre

Von Theodor Stiephenhofer

Das Zeitalter Lessings wird als eine Kulturbewegung anzusprechen sein, in der die Vorherrschaft der Vernunft nicht nur für das wissenschaftliche Denken, sondern zugleich für die gesamte Führung des menschlichen Daseins beansprucht wurde. Der große Formbringer Lessing erscheint als die lebendige Mitte jener Zeit. Die lebendige Wirkung seiner Persönlichkeit und das vielstimmige Echo der Zeitgenossen erklärt sich gerade dadurch, daß Lessing seine fruchtbaren Gedanken nicht bloß einer zünftigen Schule, sondern darüber hinaus den Mitlebenden überhaupt vortrug. Unter allen Lehren Lessings aber ist vielleicht keine so bedeutend und für die fernere literarische Entwicklung so entscheidend, keine trägt so rein den Stempel seines eigentümlichen Geistes, als die Lehre vom Genie. Um die Klärung und Darstellung des Geniebegriffs hat er lange Strecken seines Wirkens gerungen, alle Erkenntnisse und gesetzgeberischen Sätze der „Hamburger Dramaturgie“ bewegen sich um diesen Begriff. Diesen Geniebegriff in seiner aufsteigenden Entwicklung aufzuzeigen, die Elemente desselben noch einmal im Zustande des Werdens gewissermaßen zu überraschen, ist eine lohnende Aufgabe.

Die deutsche Ästhetik machte um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts eine bedeutende Entwicklung durch, die auch den ästhetischen Anschauungen der Folgezeit ihr Gepräge gab und später noch die klassische Dichtung mitbestimmte. An jener geistigen Wende steht die Gestalt Lessings, die einesteils von der alten Richtung herkam, aber auf der anderen Seite mit offenem Sinn dem Neuen zuneigte, um schließlich dem neuen Zeitalter bewegenden Anstoß und Richtung zu geben. Zwei Lager standen sich damals feindlich gegenüber: die Anhänger der alten Nachahmungstheorie und die Streiter für das reine Schöpferium. Die Zeit vor Lessing hatte das Wesen des Genies einfach „vorausgesetzt“. Jetzt brach aber eine Epoche an, die dem Geheimnis des Genies und des schaffenden Prozesses auf den Grund zu kommen trachtete. Das Genie-Wesen lag als gärenber Stoff im Schoße des Zeitgeistes und harrete der Befreiung. Wenn auch der Kreis der Popularphilosophen dieses chaotische Gären mit aufstrebendem Bewußtsein und ordnender Denkkraft durchdrang, so blieb es doch Lessings aktivem Geiste vorbehalten, das Wesen des Genies tiefer zu ergründen und zu bestimmen.

Der Begriff des Genies in seiner ganzen Wichtigkeit ist Lessing schon früh ausgegangen. Die ersten Anregungen empfangt er von Gellert. Freilich hat der junge Lessing den Begriff auch hier schon zu einer gewissen Höhe und Seltigkeit fortgebildet, wenn ihm auch in der Folge erst hinsichtlich der Gründigkeit und Breite des Begriffs wesentliche Gedanken zuwachsen sollten. Seine erste scharfpontierte Herausarbeitung des genialen Wesens findet sich in dem Gedicht „Über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen“ aus dem Jahre 1749. Unter Vermeidung des französischen génie wählt er hier den Ausdruck „Mustergeist“, den er dem sonst etwa gebräuchlichen „Originalgenie“ vorzieht. Diesen Mustergeist stellt er dem „Mittelgeist“ und dem „kleinen Geist“ unterschiedlich gegenüber:

Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß.

Doch jedes hundert Jahr, vielleicht auch seltner noch,
Kömmt so ein Geist empor und wird der schwächern
Zoch . . .
Drum wird dem Mittelgeist vielleicht die Regel
nützen? . . .

Die Schule macht den Dichter? Nein!
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet
Und ihn, ein Mehr als Mensch zu sein,
Mit jenem Feur beselet . . .

Mit voller Deutlichkeit wird hier bereits das Genie als eingeborene Kraft gekennzeichnet, die im Schaffen selbst sich die Regeln gibt, regelzeugend ist. Noch tendiert Lessing selbst mit seinen Aussprüchen hier mehr nach der reinen Naturkraft des Genies, ohne daß die später bei ihm stark ins Gewicht fallende „Musterhaftigkeit“ besonders betont wird. Wie es Lessings kritische Art war, aus der Entwicklung zweier (wirklicher oder scheinbarer) Gegensätze eine feste Begriffsmittel zu suchen, so ist er auch in der weiteren Erforschung und Durchdringung des Geniewesens auf der Suche nach der Synthese. Den kräftigsten Fortgang seiner Gedankenwege erhielt Lessing jedoch durch den starken Stoß des Erlebnisses Shakespeares. In der Anschauung dieses Dichters ging ihm zum erstenmal das Phänomen des Genies am eindringlichsten auf. Er macht auch sofort die aus dem besonderen Erlebnis entspringenden Kräfte und Möglichkeiten für die deutsche Dichtung fruchtbar. Die zum Teil starre, zum andern Teile sich im bloßen Experimentieren versuchende Produktion, die im ganzen den Charakter der Verfahrenheit trug, wollte er durch eine starke und durchdringende Reform einem Auf-

stiege zuführen. Um diese wahrhaft heroische Aufgabe kämpfte er. Löbbar war sie ihm nur, wenn er dem Dichter sichere und lebendige Regeln an die Hand gab, die die höchsten ästhetischen Wirkungen garantierten. Nach einer solchen Basis der Mustergültigkeit strebte sein heller Sinn und diese geistige Richtungsweise ist es auch gewesen, die ihn mehr und mehr zu einer Analyse des schaffenden Genies geführt hat. Die Rechtfertigung des Kunstwerks aus dem Zweck, die für seine Ästhetik charakteristisch ist, bedurfte einer besonderen Kraft, wenn der Zweck auch wirklich hervortreten sollte, und diese Kraft war Lessing das Genie. Wenn sonst alle Regeln in der Reere bloßer Abstraktion ihr schädliches Wesen trieb, so zog er sie von dort ganz in die schöpferische Seele hinein: die geniale Kraft sollte aus der Intuition heraus sich diese Regel selbst schaffen, und erst von der Bewährung im geformten Kunstwerk her sollte sich das Gesetz rechtfertigen.

Wichtig ist die Fruchtbarwerdung der Lessingschen psychologisch-ästhetischen Analyse in der „Hamburger Dramaturgie“, sie ist insbesondere auch den Genie-Definitionen zugute gekommen. Die Auslassungen, Untersuchungen, Problemstellungen, Werturteile und Leitsätze, die in ihrem Gesamt erst den Geniebegriff Lessings in voller Einseitigkeit aufleuchten lassen, verteilen sich über das ganze Werk. In der Fülle des Ganzen lassen sich zwei große Hauptgruppen unterscheiden: einmal die Stücke, in denen das Genie mit dem „bloß wichtigen Kopf“ und „Versificateur“ konfrontiert wird und zum andern die Gruppe, die das Verhältnis des Genies zu den Regeln zum Gegenstand der Betrachtung erhebt. Die in Stück 34 vertretene Anschauung vom gottgleich schaffenden Dichter bedeutet den Gipfel der Lessingschen Genielehre:

„ . . . dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknaube weiß; nicht der erworbenne Vorrat seines Gedächtnisses, sondern das, was er aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichtum aus . . .“

„ . . . das Genie, das, um das höchste Genie im kleinen nachzuahmen, die Teile der gegenwärtigen Welt verachtet, vertauscht, verringert, vermehrt, um sich ein eigenes Ganzes daraus zu machen, mit dem es seine eigenen Absichten verbindet . . .“

In dem hundertsten Stück endlich gibt Lessing jene grandiose Selbstcharakteristik, die uns eine der tiefsten Konfessionen der ganzen Dramaturgie sein darf. Nirgends bricht Lessings innerstes Wesen so elementar hervor, als hier: in den Schlussworten ergreifen wir seine große schicksalhafte Gestalt.

Jacob Burckhardt hat irgendwo einmal gesagt: alles Bestimmte hat ein Königsrecht gegenüber dem Dumpfen, Anarchischen. Lessings tiefste Anlagen, seine geistige Entwicklung, seine kritische Methodik — alles in ihm tendiert nach dem Bestimmten. Trotz dieser Neigung zum Bestimmten, trotz der Lessing angeborenen Systematik, ist es ihm bei dem Geniebegriff — wenn man das Gesamt seiner Definitionen überblickt — nicht restlos gelungen, die vielfältigen Einzelergebnisse in runder, geschlossener Eindeutigkeit darzustellen. Vielmehr bleiben bei Gegenüberstellung einzelner Auslassungen gewisse Widersprüche zurück. Im ganzen läßt sich wohl sagen, daß Lessing mit seinen frühesten Einsichten und namentlich auch im ersten Teil seiner Dramaturgie einer freieren Auffassung vom Genie huldigt, während in der dazwischen liegenden Zeit Äußerungen auftauchen, die auf eine Verengung des Begriffs hinauslaufen. Eine solche Verengung und Einschränkung ist denn auch am Schluß der Dramaturgie gegeben, wo den Regeln wieder stark das Wort geredet wird und wo Lessing ganz im Zeitgeist befangen erscheint.

Immer wieder sehen wir ihn dem Problem der Musterhaftigkeit nachgehen. Das Verhältnis des Genies zu den Regeln zu erforschen, treibt es ihn stets von neuem an. Aber gerade in diesem Betracht ist Lessings Auffassung eine schwankende, so daß man unwillkürlich versucht ist, Gründe dafür aufzusuchen. Die zufälligen Anlässe, auf die die dramaturgischen Erörterungen aufbauen mußten, bedingten an sich eine Einstellung von Fall zu Fall. In Lessings geistiger Verhaltensweise ist es ja begründet, daß er das Wahre, das jeweils bestimmte dort suchte, wo es für seine Zwecke fruchtbar werden konnte. Meist sind es deshalb erziehbliche Gesichtspunkte, wenn er den Nachdruck, den er im ganzen auf den Geniebegriff legte, zum Nachteil einer höheren Auffassung wieder abschwächte. Zwischen zwei Extremen hatte er auszugleichen. Er strebt wie immer so auch hier eine feste Mitte an. Diese Mitte ist wohl in seinem Geiste, sie wird gefühlt, aber sie kommt in der Darstellung nicht deutlich zum Ausdruck. Zudem sich Lessing in den dramaturgischen Untersuchungen an das Objektive-Gegebene hielt und halten mußte, weil nur hier eine sichere Orientierung und nutzbare Demonstration möglich war, kreuzten sich an dem Schnittpunkt

der zufälligen Anlässe bisweilen klare theoretische Einsichten mit dinglich gebotenen Forderungen, so daß die große einheitliche Linienführung sich verwickelte und das Ausgedrückte nun im gewissen Widerspruch gegen andere Erkenntnisse da stand. Nur auf diese Weise war es auch möglich, daß man noch zu Lebzeiten Lessings einzelne Auslassungen willkürlich isolieren konnte, wie man beispielsweise aus seiner Genie-Lehre die Betrachtung aller Regeln herauslas. Man sah nicht oder wollte nicht sehen, daß der Geniebegriff Lessings mit dem Begriff der Musterhaftigkeit notwendig verbunden war („Das Genie hat die Probe aller Regeln in sich“). So hatte Lessing noch die Aufgabe, seine mühsam gewonnenen Resultate verteidigen zu müssen. Mit derselben Überzeugungskraft, mit der er zuvor die leeren Formeln einer Afterkunst genial überlegen beiseite geworfen hatte, trat der große Formbringer jetzt den Formspengern entgegen. Diese glaubten die von ihm gefundenen, der Reformation der deutschen Dichtung dienenden Gesetze kraftmeierisch zerbrechen, glaubten den vielfältig gegliederten ästhetischen Bau im „Sturm und Drang“ überrennen zu sollen. Auch dieser Zeitflut widerstand im letzten Lessings Ideal, und es blieb auch für kommende Geschlechter noch segensreich.

Neue Forschungen über die Homerische Geographie

Von Prof. Dr. Hennig, Düsseldorf

Eine der rätselhaftesten Fragen der Geographie Homers ist die Beschreibung der Abenteuer des Odysseus, die er bei den Isthmion und den am Eingang zur Unterwelt wohnenden Kimmeriern erlebte, weil sie fast unabwieslich zu dem Rückschluß zu zwingen scheint, daß der Dichter des griechischen National-Epos etwas von hochnordischen Erscheinungen, von den monatelang dauernden Sommertagen und Winternächten jenseits des Polarkreises gewußt haben müsse. Da aber dem Homer schon die erdunkelnden Verhältnisse im westlichen Mittelmeer nur mangelhaft und nur aus phönizischen Beschreibungen bekannt waren, da im ganzen Altertum anscheinend nur ein einziges mal, etwa 300 Jahre nach dem Abschluß der homerischen Gesänge, ein Bewohner des Mittelmeers in die skandinavischen Gewässer gelangte, so stand man bis jetzt geradezu vor einem Rätsel, woher der Dichter in einer Zeit, wo die fernsten Handelsgegenden der Mittelmeerwelt das Zimland der britischen Inseln, und das Bernsteinland vor der Elbmündung waren, eine Kunde zugegangen sein soll, von klimatischen Zuständen im höchsten Norden. Man pflegte sich den Widerspruch dadurch zu beseitigen, daß man annahm, der Deus ex machina in allen erdunkelnden Räumen des Altertums, die Phönizier, seien wohl bei irgend einer Gelegenheit zum Polarkreis gelangt und hätten dann die Kunde von den dortigen Zuständen verbreitet. Das ist aber eine ganz unzulässige Annahme. Man muß bedenken, daß selbst zur Zeit der höchsten Blüte der venetianischen und genuesischen Schifffahrt im Mittelalter kein Mittelmeer-Schiff über die iberische Halbinsel hinausgelangte, daß noch heute Mittelmeer-Fahrzeuge in der Nordsee äußerst seltene Erscheinungen sind, — von der Ostsee und vom Norwegischen Meer ganz zu schweigen. Was sollte da wohl die Phönizier veranlaßt haben, die nordischen Meere zu befahren? Die phönizischen Leistungen scheinen ohnehin jahrhundertlang stark überschätzt worden zu sein. Es besteht Grund zu der Annahme, daß die Phönizier im allgemeinen nicht über die Guadaluquivir-Mündung hinaus Schifffahrt betrieben haben, daß sie vorübergehend einmal bis zur Bretagne, keinesfalls aber darüber hinaus fuhren. Vieles, was man ihnen ehedem zuschrieb, entfällt auf das Konto spanischer und keltischer Schiffe, aber auch für diese dürfte der Armelkanal die Grenze der befahrenen Gewässer gebildet haben. Der Bernstein ist wohl im ersten vorchristlichen Jahrtausend nur auf dem Landwege aus Mittelmeer gelangt. Dann aber wird die Schilderung hochnordischer Verhältnisse bei Homer nur um so rätselhafter.

Aber die Schilderung selbst scheint unverkennbar klar zu sein. Den Kimmeriern wird nachgesagt: „sie tapfen beständig in Nacht und Nebel, und niemals schaue strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne“ (Od. XI, 15/16), und „schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen“ (XI, 19). Was kann dies anders sein, als ein Bild der hochnordischen Winterszeit? Andererseits schien die Schilderung des Isthmionlandes ebenso deutlich auf den dauernden Sommertag hinzuweisen, wenn darin gesagt wird, man könne die Kinder und Schafe dort abwechselnd miteinander ohne Unterbrechung weiden, „und ein Mann ohne Schlaf erfreute sich doppelten Lohnes, eines als Kinderhirte, des anderen als Hirte der Schafe; denn nicht weit sind die Triften der Nacht und des Tages entfernt.“

Zu der unwahrscheinlichen, ja phantastischen Annahme, daß Homer den hohen Norden kannte, darf man erst greifen, wenn gar keine andere Möglichkeit einer einleuchtenden Deutung übrig bleibt. Nun scheint aber

vor allem die Mitteilung von den Zuständen im Rästrogenenlande außerordentlich viel natürlicher erklärbar zu sein. Da Odysseus von der unzweifelhaft im Mittelmeer anzusehenden Insel des Molos (Makra) in nur 6 Tagen zu den Rästrogenen gelangt sein soll, war es von vornherein sehr gewagt, deren Wohnsitz aus dem Mittelmeer hinaus und womöglich in den unbekanntem nördlichen Ozean zu verlegen. Nun hat aber schon der alt-römische Schriftsteller Varro darauf verwiesen, daß man in gewissen Gebieten Afrikas die Schafe bei Tage, die Kinder aber (wegen der Gefahr der Leisefliegel) nachts auf die Weide zu treiben pflege. Hier haben wir also das abwechselnde und fast ohne Unterbrechung erfolgende Weiden des Viehs, und es ist wohl außerordentlich viel einleuchtender, daß Somers Beschreibung vom Rästrogenenlande diese afrikanische Sitte im Auge gefaßt hat als eine problematische, dazu kulturhistorisch nirgends nachweisbare Sitte des höchsten bewohnbaren Nordens.

Was aber die Kimmerier anbetrifft, so sind die Vorstellungen wohl beeinträchtigt worden durch eine nicht ganz korrekte Überlegung des trefflichen Joh. Heinr. Vof. Die „beständige“ und „schreckliche“ Nacht“ sind nämlich eine Zutat des Übersetzers. Das Original weiß nur etwas von „Dunkel und Nebel“ und betont sogar, daß auch im Kimmerierlande die Sonne am Himmel auf und niedersteigt, nur strahlt sie auf die „elenden Menschen“ niemals voll und leuchtend hernieder. Damit ergibt sich aber ein völlig anderer Sinn. Ein Bewohner des sonnigen Mittelmeergebietes, der plötzlich gezwungen wäre, in London oder Hamburg zu leben, würde vermutlich vom dortigen Klima genau dieselbe Beschreibung geben, wie Homer vom Kimmerierlande. Es liegt also nicht das geringste Bedenken vor die Kimmerier der Odyssee in sehr viel südlichere Breiten herabzurücken zu lassen, als es gewöhnlich geschieht. Nur eine ganz neuartige Form der Fragestellung gestattet eine Klarlegung des Problems, wo man ihre Wohnsitz ansetzen muß.

Das Kimmerierland und den benachbarten Eingang zur Unterwelt soll man nach den Angaben der Odyssee „am Ende des Ozeans“ zu suchen haben. Dies braucht durchaus keine dichterische Phrase zu sein. Es gab im Altertum rund 1000 Jahre lang ein „Ende des Ozeans“, einen Punkt, über den hinaus bis zu den Tagen der (ganz vereinzelter) Pytheas-Fahrt niemals Schiffahrt betrieben wurde. Das waren die „Zinninseln“, das südwestliche Britannien und die vorgelagerten Inseln, vor allem wohl das sinnreiche Cornwall. Ist es nun nicht merkwürdig, daß die Einwohner des südwestlichen Britanniens von alters her Kimmri hießen, was im griechischen fast notwendig in Kimmerier umgewandelt werden mußte, denselben Namen, den eine am schwarzen Meer lebende und dem Homer wahrscheinlich schon bekannt gewesene Völkerschaft führte? In Cornwall und den umliegenden Landschaften herrschte ein Klima mit „beständigem“ Dunkel und Nebel; hier war für die Handelsbeziehungen der Phönizier das äußerste westliche Land, von dem man in Somers Tagen Waren bezog, also „des tiefen Ozeans Ende“; hier wohnte ein Volk, dessen einheimischer Name sehr stark an Kimmerier anklang. Das ist ein Zusammentreffen von einzelnen Kennzeichen, wie man sich besser kaum wünschen kann, um eine Übereinstimmung mit den ersten 19 Versen des 11. Buches zu konstruieren.

Dazu kommt noch ein weiteres. In der Odyssee liegen das Kimmerierland und die Unterwelt oder doch ihr Eingang unmittelbar beieinander, ja man könnte fast der Meinung sein, das sonnenlose Kimmerierland werde vom Dichter als mit der Unterwelt identisch betrachtet. Wenn obige Betrachtungen richtig sind, müßte somit auch der Eingang zur Unterwelt auf den britischen Inseln liegen. Ich möchte nun in diesem Zusammenhang auf ein in Profops „Gotenkrieg“ vor mehr als 1 1/2 Jahrtausenden aufgezeichnete Volkssage aufmerksam machen, wonach an den atlantischen Küsten die Vorstellung herrschte, die Geister verstorbener Menschen würden zu Schiff übers Meer nach einer (von Angeln, Friesen und Bretonen bewohnten) Toteninsel Brittia hinübergeschafft. Da Britannien damals sehr gut bekannt war, dürfte die Sage schon zu Profops Zeiten ein hohes Alter gehabt haben. Die Ähnlichkeit mit den griechischen Vorstellungen von der Unterwelt ist überaus auffallend, und sie wird es um so mehr, wenn man bedenkt, daß der Sturz auf dem die Seelen der Toten in den Hades befördert wurden, ausdrücklich als ein „Arm des Okeanos“ bezeichnet wurde, daß außerdem die Fahrt zur Unterwelt am „Leufadischen Felsen“ vorbeiführt, d. h. am weißen Felsen, wie man sie außerhalb der Ostsee nirgends charakteristischer, als gerade an der englischen Kanalküste antrifft.

Zum mindest das Bild von der hellenischen Unterwelt, wie es die Odyssee Somers zeichnet, scheint also doch erheblich von den westeuropäischen geographischen Tatsachen und Vorstellungen beeinflusst worden zu sein, von denen die Griechen leicht durch die Phönizier erfahren haben können. Das „sonnenlose“ Britannien möchte ja unter allen europäischen Ländern am meisten dem hellenischen Bilde von der sonnenlosen Unterwelt entsprechen und eine Sage von einer Toteninsel, auf der die Schatten der Verstorbenen haften, den landesüblichen griechischen Vorstellungen von der Unterwelt überraschend weit entgegenkommen.

Krankheit und Seelenleben

Von Professor Dr. phil. et med. Erich Stern, Gießen

Seele und Körper stehen in enger und unlösbarer Beziehung zueinander, und zwar gilt dies in einem viel weiteren Umfang als allgemein angenommen wird. Zunächst einmal wissen wir, daß der Ablauf des Seelenlebens an die Tätigkeit bestimmter Teile des Gehirns gebunden ist; sind diese erkrankt, so treten seelische Störungen auf. Dann aber beeinflussen auch andere Körperorgane das Seelenleben in weitestem Umfang: das gilt z. B. von der Schilddrüse in besonderem Maße. Das Seelische erweist sich also als abhängig vom Körperlichen. Zum anderen aber wirkt das Seelenleben immer und überall auf den Körper: unser Wille ist es, der den Arm bewegt; Furcht läßt unser Herz langsamer oder schneller schlagen, der Anblick oder die Vorstellung angenehmer, beliebter Speisen läßt uns das Wasser im Munde zusammenlaufen, d. h. führt zur Absonderung von Mundspeichel.

Diese Beziehungen zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen spielen nun auch für das Krankheitsgeschehen eine wichtige Rolle. Betrachten wir zunächst kurz die Bedeutung des Seelischen für die Entstehung von Krankheiten, als Krankheitsursache. Bei sehr vielen Menschen herrscht die Vorstellung, daß die Krankheit in einer Veränderung irgendeines Körperorgans bestehen müsse; wenn der Mensch Beschwerden hat, Schmerzen, Übelkeit, Husten, Anschlag usw., so sucht er den Arzt auf, damit er ihm sage, welches Organ erkrankt, welcher Art die bestehende Erkrankung sei und was er tun müsse, um wieder gesund zu werden. So einfach nun, wie der Laie sich die Dinge vorstellt, liegen sie in Wahrheit durchaus nicht immer. Gewiß kann irgendein Körperorgan erkrankt sein, und in diesem Falle sind die Beschwerden, über die der Kranke klagt, auf diese Organerkrankung zurückzuführen. Aber es muß durchaus nicht so sein; der Arzt kann alle ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel zur Untersuchung anwenden und kann doch alle Organe vollkommen unberührt und gesund finden.

Es wäre falsch, wollte man in diesem Falle nicht an die Beschwerden des Kranken glauben; diese bestehen unverständlich fort, auch wenn all seine Organe gesund sind. Es muß also eine andere Ursache für seine Beschwerden, für die nicht wegzuliegenden Krankheitserscheinungen bestehen. Und diese Ursachen liegen in seelischen Vorgängen, in Störungen des Seelenlebens. Diese können verschiedener Natur sein. Um sie zu verstehen, müssen wir uns klar machen, daß die Tätigkeit der Körperorgane von verschiedenen Bedingungen abhängt. Und unter diesen befinden sich stets, schon in vollkommen gesundem Zustand, seelische Einwirkungen. Ich sagte schon, daß Furcht und Angst, ebenso aber alle Gefühls-erregungen überhaupt, für die Tätigkeit des Herzens und der Atmung von Bedeutung sind, ebenso für die Speichelabsonderung, oder für die Tätigkeit von Magen und Darm. Im allgemeinen verlaufen die Körpervorgänge, ohne daß uns etwas von ihnen bewußt wird. Aber nehmen wir einmal an, daß irgendwelche Gründe unsere Aufmerksamkeit auf die Tätigkeit der Verdauung lenken, z. B. weil wir Schmerzen oder andere Beschwerden haben, so fangen wir an, uns selbst zu beobachten, die Vorgänge welche sich in uns abspielen, zu verfolgen. Wir fragen uns, woher diese Beschwerden kommen, woran wir uns „den Magen verdorben“ haben. Und wir werden nun vielleicht irgend einer harmlosen Speise die Schuld zuschreiben. Wenn wir diese Speise wieder essen sollen, werden wir zunächst an unsere Beschwerden erinnert, wir denken daran, daß sie uns kürzlich Schmerzen, Durchfall usw. verursacht hat. Und wir werden etwas ängstlich sein. Vielleicht essen wir nicht von der Speise, vielleicht bekommt sie uns ganz ausgezeichnet, und unsere Gedanken sind ein für allemal gerichtet; es kann aber auch sein, daß wir anfangen uns zu beobachten und darauf zu warten, daß die gleichen Beschwerden wiederkehren. Und in manchen Fällen werden sie dann auch tatsächlich auftreten, aber nicht, weil die Speise sie verursacht sondern weil wir uns sie einreden. Zu diesem Falle ist also die Ursache der Beschwerden in der Vorstellung des Kranken, daß die Beschwerden auftreten müssen, zu suchen. Es kann dahin kommen daß der Betreffende sich immer mehr in diese Beschwerden hineinsteigert,

sich schließlich einbildet, sein Magen und Darm seien krank, vertragen überhaupt nichts mehr, und daß nun tatsächlich sehr ernste, die Ernährung gefährdende Erscheinungen zu beobachten sind. Diese können dann sogar auch dazu führen, daß die Organe selbst Schädigungen erleiden. In anderen Fällen kann ein plötzlicher Schreck einen Menschen zittern machen; wenn nun aber der Schreck vorüber ist, wird bei der Mehrzahl der Menschen das Zittern verschwinden; es gibt aber Fälle, in denen es doch bestehen bleibt, und nun zu einer Erkrankung wird. In wieder anderen Fällen kann der Wunsch, irgendeiner unangenehmen Arbeit zu entgehen oder sich irgendeinen Vorteil zu verschaffen, Krankheitserscheinungen erzeugen. Das gilt z. B. häufig nach Unfällen; der Betroffene hat lange Zeit hindurch gearbeitet und Beiträge an die Versicherung bezahlt, ohne dafür irgendetwas empfangen zu haben. Jetzt trifft ihn irgendein Unfall ein, ein schwerer Gegenstand fällt ihm z. B. auf das Bein; er erleidet eine Quetschung; aber nachdem die Folgen vollkommen beseitigt und verheilt sind, besteht die Beschwerden unermindert fort: der Patient hofft im Stillen, er würde von der Versicherung vielleicht eine Rente erhalten und so sich eine Einnahme verschaffen können. Es wäre nun vollkommen falsch, ihn einen Simulanten oder Betrüger nennen zu wollen; vielleicht weiß er selbst nicht einmal daß er den Wunsch hegt, eine Rente zu erhalten; und selbst, wenn er diesen Wunsch kennt muß er doch nicht seine Beschwerden vorzuspielen vielmehr können diese wirklich bestehen, und sie werden zweifellos in einer sehr großen Zahl von Fällen auch wirklich vorhanden sein. Auch hier haben wir seelische Ursachen für die Störung verantwortlich zu machen.

Wir beschränken uns auf diese wenigen Beispiele und wenden uns nunmehr zu der zweiten Frage: Wie wirkt die Krankheit auf das Seelenleben des Kranken? Jeder weiß, daß Krankheit von uns nicht gesucht wird, daß wir im Gegenteil alles tun möchten — wenn wir auch in Wirklichkeit nicht immer entsprechend handeln — um sie zu vermeiden. Krankheit rückt in uns ein mehr oder minder starkes Unlustgefühl hervor; wir fühlen uns „nicht wohl“. Krankheit ist ja nicht nur ein Vorgang, der sich irgendwo in unserem Körper abspielt, sondern dieser Vorgang kommt uns auch zum Bewußtsein, wir fühlen uns krank, und unser ganzes Seelenleben wird dadurch weitgehend beeinflusst und verändert. Wie es verändert wird, das freilich hängt von der Natur der Erkrankung und von dem Kranken selbst ab; der eine fürchtet schon bei einem harmlosen Schnupfen das Schlimmste, während der andere auch bei schweren und ersten Erkrankungen stets die Fassung behält. Der Kranke macht sich Sorgen und Gedanken, wie die Erkrankung ausgehen werde, er sorgt sich um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die entstehen können, denn Krankheit bedeutet für die meisten ja Ausfall an Verdienst. Er fürchtet Verschlimmerungen, vielleicht sogar den Tod. Er hofft auf Besserung, auf den Erfolg der Behandlung; er macht sich bestimmte Gedanken über den möglichen Verlauf, die Heilungsaussichten usw. Er hängt an sich und seine Beschwerden, die Tätigkeit einzelner Organe zu beobachten. Er will gesund werden und sich zu diesem Zwecke kostspieligen Kuren oder schmerzhaften Eingriffen unterwerfen; er fürchtet für seine Angehörigen usw.

Es ist nun in keiner Weise gleichgültig, wie der Kranke seine Erkrankung erlebt, wie sie ihm bewußt wird, wie er zu ihr Stellung nimmt. Der ängstliche und furchtsame Patient wird sich nicht nur schlechter fühlen, er wird nicht nur mehr unter seiner Erkrankung leiden, sondern sie wird auch schwerer heilen und länger dauern; denn Angst und Furcht beeinflussen wiederum die Beschwerden und den Heilungsverlauf in hohem Maße. Wer immer guten Mut hat und die Hoffnung behält, leidet unter der Erkrankung sehr viel weniger, und er wird rascher gefunden und sich erholen, seine Kraft und seine Arbeitsfreude wiedergewinnen. Der Wille zur Gesundung ist für diese von größter Bedeutung; wer nicht gesund werden will, dem nützen oft auch die besten Behandlungsverfahren nicht. Für jeden Kranken ist es daher von der größten Wichtigkeit, daß er die rechte Einstellung zu seiner Krankheit, die rechte Einschätzung findet; das wird ihn wesentlich vorwärts bringen und ihm helfen, gesund zu werden.

Die Ansteckungsfähigkeit des Krebses

Lieber von der Wissenschaft und Erfahrung geleugnet, wird durch einen Vorgang, der sich jüngst in einer Pariser Klinik abspielte, in den Bereich der Möglichkeit gezogen. Dort hatte vor 2 Jahren ein junger Assistent sich bei einer Krebsoperation an der Hand verletzt. Als einige Monate später Schmerzen an der Hand, auch eine kleine Geschwulst am Arm auftrat, legte man der Sache keinen Wert bei. Die Geschwulst aber wuchs, wurde operiert, trat wieder auf: es war Krebs. Der Arm wurde amputiert. Doch auch die Amputation konnte den Armen nicht mehr retten, da schon an anderen Stellen des Körpers der Krebs sich übertragen hatte. — Der Fall hat, wenn er sich so bestätigt, weittragende Bedeutung und ist geeignet, wenn weitere Untersuchungen dieses Ergebnis bestätigen, manche Anschauungen über die Übertragbarkeit des Krebses umzustößen.

Radioaktive Heilquelle seit Jahrzehnten als Heilwasser in Kliniken bewährt

als

Hüter der Gesundheit gegen

Die Perle der natürlichen Mineralwasser von internationalem Ruf

Jmnauer Apollo-Sprudel

Teinacher Hirschquelle Sprudel

Grippe, Katarrh, Nierenleiden